



Der Baltoro-Gletscher in Pakistan ist Ausgangspunkt für die vier Achttausender des Karakorums.



Im Khumbu-Eisbruch. Der Weg auf den Everest wird auch mit Leitern gangbar gemacht.



Am Gasherbrum im Karakorum.



«An diesem Berg ist immer wieder etwas anders», sagt Kari Kobler über den Mount Everest. PRIVATBILDER KARI KOBLER

«Der Everest war schon damals ein bisschen verpönt in der Szene»

Der Achttausender-Veteran Kari Kobler blickt im Gespräch mit Philipp Bärtsch auf 35 Jahre als Bergführer und Expeditionsleiter zurück. Auf den höchsten Gipfel der Welt hätten viele Europäer gar nicht mehr so Lust, sagt er

Kari Kobler, 67, kennt das Dach der Welt wie kein zweiter Schweizer. Er schaffte es sechsmal auf den Gipfel des 8848 Meter hohen Mount Everest. Kobler hat das Höhenbergsteigen auf seine Art geprägt: als kommerzieller Anbieter von Achttausender-Expeditionen – 38 unter seiner Leitung – war er ein Pionier.

Kobler wuchs in Heerbrugg im St. Gallen Rheintal auf, sein Vater baute auf Boden der Unternehmerfamilie Schmidheiny. Kari Kobler wurde Pöstler, später entdeckte er das Bergsteigen für sich und machte die Ausbildung zum Bergführer. Ab 1987 führte Kobler vollberuflich, 1990 gründete er mit Ruedi Kellerhals Kobler & Partner. Die Agentur mit Sitz in Bern bietet Expeditionen und andere Bergtouren sowie Skitouren und Trekking an.

Schweizweit bekannt wurde Kobler dank einer Dokumentationsserie des Schweizer Fernsehens im Jahr 2003. 2008 erlebte er einen Tiefschlag, als ein versierter Expeditionsteilnehmer, der den Everest ohne Flaschen-sauerstoff bestiegen hatte, beim Abstieg verstarb.

Kari Kobler hat laut eigener Überschlagsrechnung etwa zwölf Jahre seines Lebens in Zelten geschlafen. Er ist auch als Pensionär im Unruhestand noch oft unterwegs. Kobler, Vater eines Sohnes, nie verheiratet und Single, lebt in Mendoza in

Argentinien und im Örtchen Mengestorf in der Gemeinde Köniz, wo sich die NZZ auf dem Balkon seiner Wohnung in einem alten Bauernhaus mit ihm unterhalten hat.

Kari Kobler, Sie waren im Jahr 2000 erstmals auf dem Mount Everest. Wie ging es damals zu und her am höchsten Berg der Welt?

Unglaublich familiär. Einmal ging dem neuseeländischen Expeditionsanbieter Russell Brice das Bargeld aus. Ohne Bargeld geht da nichts. Ich liess Russell 5000 Dollar, im Jahr darauf gab er mir das Geld zurück. Am Anfang waren wir beide die einzigen kommerziellen Anbieter. Heute ist alles weit, weit von familiär entfernt.

Sie kehrten Jahr für Jahr an den Everest zurück.

Der Everest hat mich fasziniert, und diese Faszination ist nie verlorengegangen. An diesem Berg ist immer wieder etwas anders, da gibt es immer etwas, das dich zu 150 Prozent fordert. Das hat mir gefallen. Ich war meistens – 16 von 19 Mal – auf der tibetischen Nordseite, wo es immer viel weniger Leute hatte als auf der nepalesischen Südseite. Die Nordseite ist jetzt immer noch zu wegen Chinas Corona-Politik, das wird sich nicht so schnell ändern. An der Südseite habe ich kein Interesse mehr – zu viele Leute, zu viele Helikopter, zu gefährlich.

In Nepal wimmelt es mittlerweile von Agenturen, die Expeditionen anbieten. Vor allem die nepalesischen Agenturen haben den Markt aufgemischt. Ich bin überzeugt, dass viele auf Pump leben. Ich wunderte mich lange, warum sie auf einmal so viele eigene Helikopter haben. Bis ich erfuhr, dass sie von den Banken Geld bekommen und kaum

Kari Kobler
Bergführer
und Expeditionsleiter

Eigenkapital brauchen. Früher war es auch auf der Südseite beschaulich, die westlichen Agenturen arbeiteten gut zusammen, auch bei Rettungsaktionen. Dann kamen auf einmal die nepalesischen Agenturen und rissen das Zepher an sich. Ich verstehe, dass sie das Geschäft nicht uns Ausländern überlassen wollen.

Es gibt einen prominenten Kritiker der Kommerzialisierung an den Achttausendern.

Reinhold.

Reinhold Messner.

Er ist ein bisschen ruhiger geworden, altersmilde. Aber wenn er gefragt wird, dann kritisiert er immer noch. Ich muss schon sagen, dass die Auswüchse ein Ausmass angenommen haben, mit dem auch ich Mühe bekunde.

Messner hat etwas angeprangert, auf dem Sie Ihr Geschäft aufgebaut haben. Wie ist das für Sie, wenn der grosse Zampano wieder einmal das grosse Wort schwingt?

Ich nehme das verhältnismässig locker. Und von wegen Kommerz: Der einzige Mensch, der wirklich reich geworden ist mit dem Bergsteigen, ist Reinhold Messner. Keiner, der eine Agentur hat, kann sich leisten, was sich Reinhold leistet. Aber ich verstehe ihn. Wir kommerziellen Anbieter haben ihm quasi einen Zaken aus der Krone genommen, weil mit uns auf einmal ganz normale Leute auf Achttausender stiegen, nachdem sich Messner und Co. hochgekämpft und dabei das Leben riskiert hatten.

Was sind Auswüchse, die Ihnen selber zuwider sind?

Die nepalesischen Agenturen nehmen einfach jeden mit, jeden Sherpa, jeden Gast, egal, ob einer schon einmal Steigen angehabt hat oder nicht. Es geht nur ums Geld. Ich finde, dass die Regierung das Gästeaufkommen am Everest in vernünftige Bahnen lenken müsste. Nepal muss Geld verdienen mit seinen Bergen, das ist unbestritten. Und am

lukrativsten ist der Everest. Doch ich schlug der Regierung schon vor 15, 20 Jahren vor, nur Leuten Genehmigungen für den Everest zu geben, die vorher einen anderen Achttausender gemacht haben. Einerseits wären so wenige Unbedarfte unterwegs, andererseits hätte Nepal wirtschaftlich mehr davon.

Das Geschäft ist wohl viel härter umkämpft als früher.

In Europa gibt es schon eine Tendenz, dass viele Leute gar nicht mehr so Lust darauf haben, eine Everest-Besteigung anzupfeilen. Der Kuchen, den sich immer mehr Agenturen teilen, ist momentan kleiner, weil die chinesischen Bergsteiger wegen der Pandemie fehlen. Auf der nepalesischen Seite des Everest hatte es vorher etwa hundert Chinesen pro Jahr, sie machten etwa einen Fünftel aus.

Mittlerweile werden Packages angeboten, bei denen die Akklimatisationszeit im Land wegfällt. Die Leute können sich daheim an die dünne Luft gewöhnen, indem sie in Höhenzelten schlafen. Ich denke, dass auch das Expeditionsbergsteigen nicht um Innovationen herumkommt. Aber ich bin kein Fan solcher Expressexpeditionen. Die Akklimatisierung, ein Trekking zum Basislager, gehört für mich dazu, da wächst man als Team zusammen, so kann eine Expedition zu einem echten zwischenmenschlichen Erlebnis werden – ob mit oder ohne Gipfelerfolg.

Sie haben die vielen Helikopter erwähnt, die neben Menschen auch Material transportieren, anstelle von Trägern und Lasttieren.

Da werden Menschen von der Werterschöpfungskette abgetrennt, die sehr stark von dieser Arbeit abhängig sind. Ob man eine Tonne Material mit dem Helikopter transportiert oder dreissig Träger dafür einsetzt, kostet wohl etwa gleich viel. Aber beim Helikopter verdient die Agentur selber mit. Es gibt viel weniger Arbeit für Träger. Also verlassen noch mehr Menschen das Land, um in Ländern wie Katar, Indonesien oder Malaysia Arbeit zu finden. Auch das Trekken hat sich verändert. Früher brauchte es Träger für Zelte, Küchenmaterial, Verpflegung. Jetzt kann man von Lodge zu Lodge wandern, da braucht ein Tourist vielleicht noch einen Träger für das persönliche Gepäck – und fertig. Die Werterschöpfung konzentriert sich auf viel weniger Leute, das Geld geht zu denen, die schon haben.

Sie haben selber immer Wert auf einen gewissen Komfort für Ihre Gäste gelegt. Und Sie versuchen immer noch, das Höhenbergsteigen weiterzuentwickeln – etwa mit neuen Sauerstoffgeräten.

Ja. Mit den herkömmlichen Geräten braucht jemand am Everest-Gipfeltag drei bis vier Flaschen, weil ein kontinuierlicher Luftstrom abfließt. Jetzt haben wir neue Geräte entwickelt, die nur Sauerstoff abgeben, wenn man einatmet. Wir haben sie am Gasherbrum getestet – und hoffen, dass man dank diesen Geräten am Everest künftig mit einer Flasche auskommt.

Was machen Sie als pensionierter Bergführer und Expeditionsleiter sonst noch?

Ich führe immer noch, aber nicht mehr so eifrig wie früher. Jetzt fliege ich wieder nach Argentinien. Zuerst mache ich mit einer Gruppe ein Trekking. Dann begleite ich zwei Berner von Mendoza nach Patagonien. Im argentinischen Sommer gehe ich mit Gästen auf den Aconcagua und auf einen kaum bekannten Berg. Vermutlich im März komme ich zurück in die Schweiz. Im Mai möchte ich mit meinem besten Freund nach Alaska, um den Denali zu besteigen. Ich kann nun aussuchen, was mir Spass macht. Dazu gehört mein Engagement für die Swiss-Sherpa-Stiftung.

Aber mit den Achttausendern haben Sie abgeschlossen?

Nicht wirklich. So etwas braucht Zeit. Ursprünglich wollte ich nächstes Jahr auf den K 2, aber als ich feststelle, wie viele Leute dort sein werden, verlor ich das Interesse. Bei meinem ersten Mal am K 2 waren wir mehr oder weniger allein. Beim zweiten Mal im Jahr 2004, zum 50-Jahr-Jubiläum der Erstbesteigung, waren viele Bergsteiger dort, vielleicht 80. Und heutzutage tummeln sich viermal so viele Leute wie damals, als ich das Gefühl hatte, wir seien zu viele.

Wie erklären Sie sich diesen Boom am K 2?

Früher hatte der Mount Everest den Nimbus, wahninnig gefährlich zu sein, noch früher die Eigernordwand. Entweder du stirbst – oder du machst dir einen Namen. Mittlerweile halten den Everest viele für ein Nullachtfünfzehn-Abenteuer. Sie wollen auf den K 2, weil der K 2 als gefährlich gilt. Dabei ist er gar nicht viel gefährlicher als der Everest. Bloss schwieriger.

Körperlich würden Sie sich den K 2 mit Ihren 67 Jahren noch zutrauen?

Ja. Letztes Jahr hatte ich eine kleine Baisse. Ich musste eine kleine Schulteroperation machen, das ging locker vorbei. Aber zuvor hatte man mir zu viel Voltaren verschrieben, weshalb mein Magen verrücktspielte. Er entzündete sich, und in der Folge litt ich auch noch an Blutarmut. Das spürte ich in der Höhe. Auf den Aconcagua, mit knapp 7000 Metern das Dach Südamerikas, laufe ich sonst einfach hinauf. Plötzlich litt ich wie ein Weltmeister. Jetzt trainiere ich wieder wie ein Gepäckträger. Und ich komme wieder in Form. Ich habe da so meine Teststrecken, wo ich sehe, wie ich dran bin.

Treiben Sie jeden Tag Sport?

Ja. Aber gell: Ich habe ja Zeit. Ich hätte nie gedacht, dass es so schön sein kann, Zeit zu haben. Gestern war ich zwei

Sie haben die vielen Helikopter erwähnt, die neben Menschen auch Material transportieren, anstelle von Trägern und Lasttieren.

In das Land oder in die Frau?

In beides natürlich. Aus uns wurde dann zwar nichts. Ich war eine Zeitlang mit einer anderen Argentinierin in einer Beziehung, sie wollte ums Verrecken, dass ich nach Buenos Aires komme. Doch in einer Grossstadt wäre ich eingegangen wie ein Blümchen. Ich träumte immer von einem Stück Land in Argentinien. Vor etwa zehn Jahren gründete ich mit einem argentinischen Partner eine Agentur, irgendwann kaufte ich für 20 000 Dollar ein Stück Land. Ich dachte immer, ich baue bloss ein kleines Haus, aber mittlerweile ist das eine ziemlich grosse Hütte, während der Bauzeit wurden meine Phantasien immer verrückter. Nach einer Expedition lade ich die Gäste jeweils zu mir ein, wir machen ein bisschen Party. Da geht es manchmal strub zu und her, das gefällt mir.

Wie läuft das Geschäft in Nepal?

In Nepal ist es viel schwieriger als in Argentinien, die Nepalesen machen selber Dampf, viel mehr als die Argentinier. Ich habe die Agentur mit zwei Jungs, die ich schon lange kenne. Zuvor hatte ich etwa 25 Jahre mit Dorjee Sherpa zusammengearbeitet, aber er verfiel dem Alkohol und verstarb früh. Viele Nepalesen fangen zu trinken an, wenn sie einmal einen gewissen Lebensstandard erreicht haben. Alkohol ist ein riesiges Problem, es sterben regelmässig Leute an Alkoholvergiftungen, weil beim Selberbrennen etwas schiefgegangen ist.

Dorjee Sherpa war Ihr wichtigster Mann in Nepal.

Ja. Und als er starb, wurde ich von seiner Familie in die Mangel genommen, sie wollten mich zwingen, mit dem Sohn zu geschäften. Ich gab ihm eine Chance, aber als er mir Material klaute und mich um Geld betrügen wollte, war fertig.

Wie kam es, dass Sie zu einem Pionier kommerzieller Himalaja-Expeditionen wurden?

Ich arbeitete als Bergführer für die Uni Bern, Skitouren, Hochtouren. Nachdem ich einmal privat in Nepal trekken gewesen war, dachte ich, dass ich so etwas an der Uni anbieten könnte. Ich reiste dann mit 15 Studenten an den 6850 Meter hohen Khatang, eine schwierige Zweitbesteigung, aber 14 von 15 kamen hinauf. So fing alles an. Ich hatte Lunte gerochen. Als Nächstes kam der Dhaulagiri, mein erster Achttausender. Ich stieg auf immer mehr Gipfel, auch auf weitere Achttausender – und dachte immer: Den Everest mache ich sicher nie, der war schon damals ein bisschen verpönt in der Szene, wegen des vielen Abfalls und der vielen Leute, obwohl es im Vergleich zu später überhaupt nicht viel Abfall und viele Leute hatte.

Wieso zog es Sie dann doch an den Everest?

Ich war überredet worden, eine Everest-Expedition zu organisieren. Aber irgendwie ging die erste in die Hose, obwohl wir sogar auf dem «Hoger» waren, einige von uns zumindest. Aber einige halt nicht. Als Teamerlebnis war es ein Frust. Ich merkte, wie wichtig der Teamgeist ist. Das sieht man heute bei den nepalesischen Expeditionen, da herrscht häufig einfach Chaos, da macht jeder, was er will.

Warum?

Ich habe das Gefühl, dass die Leute langsam ein bisschen genug haben von Nepal – und sehe in Südamerika viel Potenzial. Am Aconcagua kommen jährlich zwischen 3000 und 5000 Bergsteiger, und wir sind eine der grössten Agenturen. Kürzlich machten wir die Logistik für Netflix-Dreharbeiten im Valle de las Lagrimas, die produzieren einen neuen Film über den Absturz eines Rugby-Teams im Jahr 1972, das berühmt wurde, weil die Überlebenden in ihrer Not das Menschenfleisch der Todesopfer assen. Netflix wollte ein Basislager mit Betten, Heizung, Duschen und allem.

Sie haben ein Haus in Mendoza, der Stadt am Fuss des Aconcagua. Wie wurde Argentinien zu Ihrer zweiten Heimat?

Meine erste grosse Reise führte mich zur Aconcagua-Südwand, ich war etwa 27 Jahre alt, voll im Saft. Wir hatten die Wand, danach reiste ich noch wei-

Umbruch unterschätzt, sich selbst überschätzt

Trainer Franco Foda wird beim FC Zürich entlassen

FABIAN RUCH

Franco Foda arbeitet nicht mehr für den FC Zürich. Am Mittwochmittag gab der Klub die Freistellung des Trainers bekannt, der bis 2024 datierte Vertrag wurde aufgelöst. Damit setzt der FCZ einem schweren und teuren Missverständnis keinen Tag zu spät ein Ende.

Die Bilanz des noch vor wenigen Monaten so stolzen Schweizer Meisters ist in allen Wettbewerben kläglich: Zwei Punkte nach acht Runden in der Super League, zwei Niederlagen in der Europa League zum Start, am Sonntag das Ausscheiden im Cup beim zweitklassigen FC Lausanne-Sports. Der Präsident Ancillo Canepa hatte sich in Lausanne auch nach der sechsten Niederlage in Serie vorerst vor Foda gestellt und gefragt: «Was kann der Trainer dafür, wenn die Spieler so viele Fehler machen?»

Angesichts der besorgniserregenden Entwicklung ist nun aber auch Canepa zu der Einsicht gelangt, dass die Entlassung des deutschen Trainers die logische Konsequenz ist. Damit korrigiert der FCZ eine grobe Fehleinschätzung. Bereits bei Fodas Anstellung waren aus Österreich viele kritische Kommentare zu vernehmen, ob sich der FCZ wirklich darüber informiert habe, wie Foda arbeite. Es hiess, der frühere Nationalcoach Österreichs sei schwierig im Umgang, ein Trainer für Aussenseiterteams, er verbreite wenig Fröhlichkeit.

Der FC Zürich hat den Umbruch im Sommer unterschätzt – und sich überschätzt. Und er hat den Glückssgriff

Franco Foda
Fussballtrainer

André Breitenreiter, den es in die Bundesliga zu Hoffenheim zog, ausgerechnet durch einen Trainer ersetzt, der in vielerlei Hinsicht anders ist.

Foda vermittelte nie jene Herzlichkeit, die Breitenreiter ausgezeichnet hatte. Er strahlte vom ersten Tag an eine Verkniffenheit aus, die Spieler und Mitarbeiter irritierte. In internen Diskussionen ging es oft darum, dass sich der Trainer noch nicht bei allen Angestellten des Klubs vorgestellt haben soll, wen Foda überhaupt grüsse, wie unnahbar und hart er sein könnte. Auch Journalisten registrierten die barsche Art erstaunlich früh, als Foda noch nicht unter Resultatdruck stand.

Falsche Zeit, falscher Ort

Foda hatte es nicht geschafft, die Mannschaft, den Klub und die Öffentlichkeit von sich zu überzeugen. Auch er hat sich überschätzt – und die Aufgabe in Zürich unterschätzt. Das fing bereits in der Vorbereitung an, als er ankündigte, den FCZ deutlich variabler aufzustellen. Warum Foda nicht zuerst auf das unter Breitenreiter so prächtig funktionierende 3-5-2-System setzte, war rätselhaft. Er veränderte zu Beginn beinahe willkürlich Personal und taktische Ausrichtung und verunsicherte dadurch die Mannschaft.

Foda war der falsche Trainer zum falschen Zeitpunkt am falschen Ort. Und so entwickeln würde wie beim grossen Everest-Unglück mit acht Todesopfern im Jahr 1996, das Jon Krakauer im Buch «In eisige Höhen» beschrieb. Es zogen Wolken auf, es begann zu stürmen. Wir kehrten kurz vor dem Gipfel um. Es war der einzig richtige Entscheid.

Ist der Everest der Berg Ihres Lebens?

Nein, es gibt keinen Berg meines Lebens. Aber das Bergsteigen ist mein Leben. Mir spielt es eigentlich keine Rolle, ob Everest, Rautliffhorn oder Aconcagua. Ich habe einfach Freude, wenn ich «z Berg» gehen kann.

kehrt. Damals wussten wir nicht, warum wir alle engen Spiele gewinnen.»

Und so sucht der FCZ wieder einmal das Glück – und einen neuen Trainer. Es gibt einige interessante Möglichkeiten. Aber auch einige Fragezeichen: Würde es mit den Alphafiguren Ancillo Canepa und René Keller funktionieren? Ist Aarau Stephan Keller bereit für die Super League? Hat Maurizio Jacobacci eine Chance bei einem grösseren Klub verdient? Falls genügend Geld vorhanden ist: Warum nicht erneut ein deutscher Trainer mit Bundesligavergangenheit – einfach mehr Breitenreiter, weniger Foda? Oder: Hätte eine Zusammenarbeit mit Fabio Celestini nicht seinen Reiz? Schliesslich klappte es mit Lucien Favre und damit mit einem zweifachen komplizierten, aber versierten Westschweizer Trainer schon einmal grossartig.

Nach der Länderspielpause geht es für den FC Zürich am 1. Oktober mit dem Derby bei GC weiter. Und es geht für ihn vor allem bemerkenswert nicht nicht mehr darum, meisterliche Frühlingsgefühle zu konservieren, sondern sportliche Stabilität zu finden. Damit kennt er sich aus, es ist das Fahrwasser von vielen Jahren zuvor.

Fehler bei der Kaderplanung

Mit Ausnahme des fulminanten Ausreisers nach oben letzte Saison präsentiert sich der FCZ seit einem Jahrzehnt über weite Strecken als Klub, der Turbulenzen, Ernüchterungen und Krisen durchlebt und häufig zu emotional handelt. Es war vielleicht die grösste Leistung von André Breitenreiter, dass es ihm gelang, Ruhe, Abgklärtheit und Zurückhaltung vorzuleben und im Verein zu verbreiten.

Der Fall Foda legt offen, dass der FCZ die alten Geister nicht vertrieben hat.

In diesem Sommer sagte Ancillo Canepa, das Kader sei noch stärker als letzte Saison bestellt. Selbst wenn das stimmen würde, setzte diese forsche Aussage das Team unnötig unter Druck. Canepa sagte auch mehrmals, der junge Stürmer Wilfried Gnonto würde nicht für weniger als zehn Millionen Franken Ablösumme verkauft werden – schliesslich wechselte Gnonto für etwa die Hälfte zu Leeds United.

Sowieso hinterlässt der FC Zürich auf dem Transfermarkt nicht immer einen vorteilhaften Eindruck. Viel zu oft muss er Leistungsträger ablösefrei ziehen lassen, zuletzt Ousmane Doumbia und Assan Ceesay. Der FCZ bot Doumbia, dem wertvollsten Spieler des Meisterteams, offenbar nur eine geringe Erhöhung seiner Bezüge an. Die Offerte sei eine Beleidigung für Doumbia gewesen, sagen Menschen, die dem Spieler nahestehen. Doumbia wäre gerne in Zürich geblieben, nun spielt er beim FC Lugano. Beim hoch gehandelten Becir Omeragic droht erneut dieses Szenario, der Vertrag des Verteidigers läuft Ende Saison aus.

Der FCZ dachte, er könne Doumbia problemlos ersetzen. Auch das erwies sich als falsches Urteil. Zudem verpflichtete der Klub vor dieser Saison einige Spieler wie Ole Selnæs, die nach längerer Wettkampfpause nicht in Bestform sein konnten. Die Verantwortlichen bewerteten die Qualität des Teams zu hoch, gerade angesichts des strengen Programms zum Saisonstart.

Dem FC Zürich droht aber nun nicht gleich wie 2016 die Relegation in die Challenge League. Einerseits fehlt dem FC Winterthur die Super-League-Qualität, andererseits gibt es wegen der bevorstehenden Liga-Aufstockung auf zwölf Teilnehmer keinen direkten Absteiger.

Gefordert sind nach der Freistellung des Trainers aber auch die Spieler, die den Glauben an Foda früher verloren hatten. Die Körpersprache von Teamleadern wie Blerim Dzemali war jüngst fragwürdig. Die Mannschaft kann sich jetzt nicht mehr hinter der Kritik am ungeliebten Trainer verstecken. Sie hat einiges gutzumachen.

Denn es sieht so aus, dass der Meistertitel des FC Zürich die erheblich grössere Sensation war als der tiefe Fall in dieser Saison.